

## Leseprobe



Heike Wendler

### 3er-Set Katzensgeschichten

»Pfarrers Katz & Küsters Hund«,  
»Francesca, die Papst-Katze« &  
»Der himmlische Kater«

zusammen 444 Seiten, je 13 x 20 cm, gebunden

**ISBN 9783746243832**

Mehr Informationen finden Sie unter [st-benno.de](http://st-benno.de)

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

©St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2015

HEIKE WENDLER

# Francesca, die Papstkatze

oder alle Wege  
führen nach Rom

**benno**

Bildnachweis:

Katzen: © Dmitry Skvorcov/Fotolia.de

Paginierung: © m.i.g.u.e.l./Fotolia.de

## MÜNCHEN – EIN ANFANG

*München, 1981*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.n-db.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.st-benno.de](http://www.st-benno.de)**

ISBN 978-3-7462-3362-8

© St. Benno-Verlag GmbH  
Stammerstr. 11, 04159 Leipzig  
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig  
Umschlagabbildung: © Tim Glass/Fotolia.de; © pterwort/Fotolia.de (Katze)  
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)

Es gibt kaum etwas, das ich mehr hasse als Nieselregen. Außer Kälte vielleicht. Doch die Kombination von beidem, die uns dieser erste November bescherte, war das Schlimmste, was ich je erlebt hatte. Ich rettete mich in den schützenden Hausflur unserer erzbischöflichen Residenz und es kam, was kommen musste: Ich lief geradewegs Frau Brenner, unserer dominanten und durchaus widerspenstigen Hauswirtsfrau, vor den Besen. Sie führte ihr strenges Regime unter der Leitung von Maria, die aber derzeit gerade verweist war.

Ich schüttelte mich, mein weißes Fell war feucht und kalt, was sofort ihren Unmut erregte. „Na, siehst’ wieder aus wie ein Wischmopp? Mach hier bloß keinen Dreck!“ Ich miaute kläglich, in der Hoffnung, sie zu besänftigen. Der Frau entging aber auch gar nichts! Nicht mal eine kleine Katze fand vor ihrem strengen Blick und ihrem Sauberkeitsfimmel, der den meinen noch bei Weitem übertraf, Gnade. Ich miaute noch einmal, noch ein bisschen kläglicher und siehe da, es wirkte! „Hinterlass hier bloß keine Dreckspuren!“, brummte sie schon versöhnlicher und schwang schon wieder den Besen, während ich mich, so schnell ich konnte, durch die schwere, aber glücklicherweise bloß angelehnte Eichenholztür schlängelte. Frau Brenner entronnen, entspannte ich mich sofort.

„Komm rein, Kitty, hier ist es schön warm!“ Die Stimme, die mich magisch anzog, gehörte unserem Erzbischof, der außerdem Kardinal war. In seiner schwarzen Soutane stand er am Fenster und lächelte mich an. Dieses Lächeln, das von seinen Augen Besitz ergriff und direkt aus seiner Seele zu kommen schien, war das Allerschönste an ihm. Dicht gefolgt von seiner leisen, warmen Stimme und seinen sanften Händen, wenn er mich streichelte. Er war mein Ein und Alles! Und mein Retter! Fünf Monate war es her, da hatte er mich aus einer äußerst misslichen Lage befreit. Ich war damals erst wenige Wochen alt und noch etwas unbeholfen auf meinen vier Pfoten durch den Hof getapst und wollte eigentlich nur erkunden, warum die anderen Katzen einen so großen Bogen um die große Pfütze auf dem Hof gemacht hatten. Kaum drin, wusste ich es: Unter dem Wasser befand sich Erde, die zu Matsch geworden meine Pfoten festklebte. Ich rief um Hilfe – und er hörte es! Er war gerade aus seinem Wagen gestiegen, kam auf mich zu und hob mich heraus. Ehrensache, dass ich meinem Retter seitdem versuchte, auf Schritt und Tritt zu folgen. Von Stund an war er *mein* Kardinal und um alles, was irgendwie nur nach Pfütze aussah, machte ich seitdem einen riesigen Bogen.

Mit ein paar Sätzen war ich bei ihm. Er sah müde aus, registrierte ich und schlich ihm um die Beine. Zumindest soweit das sein Gewand zuließ. Vielleicht brauchte er ja Aufmunterung? Schließlich hatte es so ein Kardinal nicht leicht, so viel wusste ich. Von früh bis spät hetzte er von Termin zu Termin, bearbeitete Unmen-

gen von Post und das Telefon klingelte pausenlos. Dazu die ganzen Leute, die hier ein- und ausgingen!

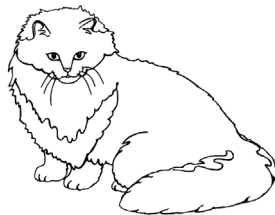
„Na Kitty, willst du etwas fressen?“, fragte er. Im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen sprach er mit mir. Nun, vielleicht nicht nur mit mir, im Hof unserer erzbischöflichen Residenz lebten natürlich noch mehr Katzen, mit denen er auch hin und wieder sprach, doch mit mir, mit mir sprach er am meisten. Die anderen Katzen trauten sich schließlich auch nicht hinein in unser schönes Palais. Frau Brenners Ruf war legendär. Auf dem Weg in die Küche mussten wir natürlich an ihr vorbei. Sie sagte kein Wort zu mir, beachtete mich nicht einmal, dafür strahlte sie meinen Kardinal an. Diese Wirkung hatte er auf viele Menschen. Wenn er im Raum war, konzentrierte sich die gesamte Aufmerksamkeit auf ihn.

Sieben Türen und unzählige Katzenschritte später waren wir am Ziel. Köchin Agnes, eine kleine, runde und sehr, sehr freundliche Person mittleren Alters, wuselte am Herd herum und schrak nun auf. Ihre roten kurzen Locken hatte sie wie immer unter ihrer weißen Haube versteckt, nur eine blitzte vorwitzig heraus. Leicht genervt stopfte sie diese darunter, dann lächelte sie meinen Kardinal an.



„Ein Schälchen Milch für Kitty und für mich einen Tee!“, bat er Agnes. Im Gegensatz zu Frau Brenner mochte Agnes Katzen. Und mich ganz besonders, denn anstatt Katzenfutter aus der Dose, wie sie es draußen im Hof so gern verteilte, füllte sie mir jetzt nicht nur Milch in ein Schälchen, sondern stellte auch einen kleinen Napf mit Thunfischstücken dazu.

„Na, die magst du gerne, stimmt's?“ Da war sie wieder! Seine Hand, die zärtlich meinen Kopf streichelte. Dafür ließ ich sogar den verführerischen Thunfisch warten! Nichts ging über diese Zärtlichkeiten! Ich futterte, so schnell ich konnte, nur um ihm dann schnell in sein Arbeitszimmer hinterherzuflitzen, wohin er mit seinem Tee inzwischen verschwunden war. Zum Glück hatte Frau Brenner ihre Kehrarbeiten eingestellt, sodass ich ohne Schwierigkeiten durchs Haus huschen konnte. Den Weg in die Privaträume meines Kardinals kannte ich mittlerweile im Schlaf. Während er sich in seine Akten vertiefte, machte ich es mir am Fenster gemütlich. Von hier drin war dieses graue Wetter gar nicht mehr so furchtbar.



Dieser November begann nicht nur nieselig, er ging auch so weiter. Außerdem war es kalt. Da machte das Herumtollen draußen wirklich keinen Spaß. Selbst die vielen bunten Blätter, die der Wind von den Bäumen fegte und die sich hervorragend zum Spielen eigneten, machten das nicht wieder wett. Es schauerte ständig, was mir die Freude am Draußensein gehörig verdarb. Doch als ob diese Tristesse, die die Menschen Herbstwetter nannten, nicht schon schlimm genug wäre, wurde dieser Monat noch schlimmer. Mein Kardinal musste nämlich verreisen! Das tat er leider häufiger, als mir lieb war, denn so sehr ich mich auch bemühte, er nahm mich nie mit. Und ohne ihn war dieses Haus eindeutig nicht dasselbe.

„Ja, Seine Heiligkeit hat mich nach Rom berufen!“, hörte ich ihn mit seinem Bruder telefonieren. „Nein, nein, meine Reise duldet keinen Aufschub, am besten treffen wir uns in Rom, dann können wir über alles sprechen! Maria wird auch dort sein.“

Dieser Bruder, so hatte ich mitbekommen, hieß Georg und war ein paar Jahre älter als mein Kardinal. Maria war die ältere Schwester der beiden.

„Menschengeschwister hängen ein Leben lang aneinander, selbst wenn sie weit auseinanderleben“, hatte mich Minu aufgeklärt. Minu war die älteste von uns Katzen im Palais Holnstein und so etwas wie unser Mutterersatz. Grau-getigert und mit der Erfahrung vieler Lebensjahre, hatte sie meinen Bruder Ottokar und mich quasi adoptiert, als unsere Katzenmama weitergezogen war. Jeder fragte sie um Rat, nun ja, jede Katze

zumindest. Sie lebte schon ihr ganzes Katzenleben lang im Hof der erzbischöflichen Residenz und verließ unser Refugium immer seltener. Trotzdem war sie, wie die anderen auch, nicht bereit, die Innenräume zu betreten. „Die Brenner duldet uns nicht im Haus!“, war ihr Lieblingspruch.

„Aber ich gehe doch auch rein, wenn ich will!“, widersprach ich. Gut, mitunter machte die Hauswirtsfrau Schwierigkeiten, aber es gab immer Mittel und Wege, sie auszutricksen.

„Du bist noch sehr jung, Kitty, du musst noch viel lernen!“, belehrte sie mich. „Mit Menschen zusammenzuleben heißt immer auch, seine Freiheiten aufzugeben.“

Ich sah sie ratlos an. Was meinte sie denn damit?

„Kitty, es gibt Hauskatzen und es gibt freilebende Katzen. Ich für meinen Teil würde niemals zur Hauskatze mutieren wollen!“

So wie Minu das sagte, klang es, als ob das etwas ganz Fürchterliches wäre. Was war so schlecht daran, eine Hauskatze zu sein? Ich wäre gern eine – immer meinen Kardinal um mich herum und nie wieder bei Nieselwetter im Freien sein müssen!

„Wenn mein Kardinal nicht da ist, gehe ich ja auch kaum hinein!“, brachte ich zu meiner Verteidigung hervor.

Minu sah mich kopfschüttelnd an. „Kitty, Kitty, er ist nicht *dein* Kardinal!“

Das sah ich ganz anders. Und ich wollte so etwas auch gar nicht hören.

Während der November weiter vor sich hin nieselte, wartete ich auf die Rückkehr meines Kardinals. Jeden Tag tigerte ich den Hausflur auf und ab, immer Frau Brenner im Nacken, und hoffte auf seine Rückkehr. Wenn ich keine Lust auf das Dosenfutter hatte, wagte ich mich sogar bis in die Küche vor, wo mich Agnes dann mit Thunfisch und Milch verwöhnte. So verging dieser Monat, langsam und schier endlos. Nur mein Kardinal war noch nicht wieder heimgekehrt.

„Ich habe gehört, dass er dieses Mal gar nicht wiederkommt!“, eröffnete mir eines schönen Dienstagmorgens Ottokar. Dienstags, das wusste hier jede Katze, war immer jede Menge los in unserem Palais. Priester kamen und gingen, noch mehr als an anderen Tagen, dazu andere Männer in Anzügen und mit Taschen in der Hand.

„Dienstbesprechung!“, hatte Minu mir mal erklärt. „Einmal in der Woche, ohne Ausnahme!“

„Aber wieso sagst du denn so was?“, fragte ich Ottokar. Nein, dass mein Kardinal gar nicht mehr wieder zurückkam, hielt ich für komplett ausgeschlossen.

„Er wohnt doch hier, er arbeitet hier und außerdem sind wir hier! Er liebt uns!“, argumentierte ich. Gut, ich hatte uns gesagt, obwohl ich natürlich mich gemeint hatte, aber das schien Ottokar gar nicht zu bemerken. Er leckte sich über sein weiß-braunes Fell.

„Kitty, ich habe gehört, wie der Gärtner es zu Agnes gesagt hat. Der Papst hat unseren Kardinal nach Rom berufen!“

„Aber ja, das weiß ich doch! Ich habe selbst auch gehört, wie er es seinem Bruder gesagt hat!“

„Ja, der ist auch nach Rom gefahren, sagt der Gärtner“, bekräftigte Ottokar. Und fügte dann leise hinzu:

„Aber der Gärtner hat Agnes auch erzählt, dass der Heilige Vater will, dass unser Kardinal in Rom bleibt. Weil er ihn dort dringend braucht! Und wen der Heilige Vater dringend braucht, der muss halt bleiben!“

Ich schluckte. Wer war dieser Heilige Vater, dass er mir einfach meinen Kardinal wegrufen konnte?

„Der Heilige Vater ist der Papst, Kitty!“, klärte mich Minu auf, die hinzugekommen war. „Und der Papst ist der höchste Mann in der Kirche, derjenige, der den anderen sagt, wo es langgeht! Wenn er sagt, dass unser Kardinal nach Rom kommen soll, macht der das natürlich auch!“

Mein Herz krampfte sich bei der Vorstellung zusammen. Nein, mein Kardinal würde mich nicht einfach zurücklassen! Wie kam dieser Vater eigentlich dazu, meinen Kardinal zu rufen? Hätte er nicht einfach einen anderen rufen können? Doch für Minu schien klar: Dem Papst widerspricht man nicht. Nicht mal ein Kardinal. Und als Katze gleich gar nicht!

„In Rom soll es unzählige Katzen geben!“, hörte ich Minu sagen. „Viel mehr als hier und viel mehr, als der Kardinal versorgen kann. Er weiß doch, dass wir hier bei Agnes in guten Händen sind!“ Minu meinte es gut, das wusste ich, trotzdem wurde ich ganz traurig.

Ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich musste einfach wissen, ob die beiden nur flunkerten,

um mir Angst zu machen, oder ob ich wirklich befürchten musste, ihn nie wiederzusehen.

„Aber wenn er in Rom bleiben muss, kommt er doch sicher ab und zu wieder nach Hause, oder?“

„Ach, Kitty, weißt du eigentlich, wo Rom liegt? Ganz weit weg von hier! Da kann man nicht einfach mal auf einen Tee nach Hause gehen! Er wird sich dort ein neues Zuhause suchen.“

Ich schluckte schwer. Diese Aussichten gefielen mir ganz und gar nicht.

Abgelenkt durch die Weihnachtsfeierlichkeiten, die ebenso aufregend wie neu für mich waren, fiel mir kaum auf, dass auch der nächste Monat ins Land gezogen war, ohne dass ich ein Lebenszeichen von meinem Kardinal bekommen hätte. Auch sprach im Haus kaum noch jemand von meinem Kardinal. Stattdessen schnappte ich ein neues Wort auf: Präfekt. Was immer das war, es fiel oft in den Gesprächen von Frau Brenner und von Agnes. Selbst der Sekretär, ein dünner Priester namens Rudenz, erwähnte es sehr oft. Ich heftete mich an seine Fersen, wenn ich mir Klarheit verschaffen wollte, musste ich herausfinden, was hier los war.



„Na, Kitty, vermisst du unseren Präfekten auch?“ Rudenz hatte mich entdeckt, als ich ihm ins Arbeitszimmer nachgeschlichen war. Wenn mein Kardinal nicht daheim war, blieb diese Tür gewöhnlich fest verschlossen. So fest, dass es selbst mir nicht gelang, hineinzukommen. Wie eigentlich alle Türen zu den Privaträumen meines Kardinals dann verschlossen blieben, denn es hatte ja auch keiner was drin verloren.

Aber warum glaubte Rudenz, ich würde einen Präfekten vermissen? Ich kannte ja gar keinen! Mit seinen dünnen, kalten Fingern strich mir Rudenz tröstend über den Kopf. Ich schnurrte, um ihn zum Weiterreden zu animieren. Er war zögerlich, wenn es darum ging, mit mir zu sprechen.

„Ach, Kitty, er hat es gut. In Rom ist es viel wärmer als hier. Und nicht so grau!“

Er meinte meinen Kardinal? Er war also tatsächlich noch in Rom! Plötzlich stand Frau Brenner in der Tür und würgte so unsere Unterhaltung abrupt ab.

„Packen Sie schon die Sachen zusammen, die wir dem Präfekt nachschicken sollen?“, wollte sie wissen.

„Ich sichte schon mal die Lage!“, antwortete er ihr. Vorsichtig schlich ich mich Richtung Fenster und suchte hinter den schweren Vorhängen Deckung. Bloß Frau Brenner nicht auffallen! Sonst jagte sie mich noch davon, ohne dass ich endlich die Wahrheit erfuhr.

„Ach, Rom!“, seufzte sie. „Die schönste Stadt der Welt! Sie waren doch schon mal da, oder?“

„Aber ja!“, hörte ich Rudenz antworten. „Das ewige Rom ist mehr als nur eine Legende, die Stadt ist so atemberau-

bend, dass es mir jedes Mal schwerfällt, sie wieder zu verlassen. Unser Erzbischof, ich meine natürlich der Präfekt, hat es gut. Vom Heiligen Vater in dieses hohe Amt berufen worden zu sein, ist eine unglaubliche Ehre!“

Mein Kardinal war dieser Präfekt? Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag. Für mich blieb er mein Kardinal, beschloss ich. Sollten die Menschen sich doch mit den Titeln vergnügen, für mich blieb er, wer er war. Aber was erfuhr ich da noch? Er hatte ein neues Amt? In Rom? Das war ja furchtbar! Dann hatten Ottokar und Minu ja Recht! Dann kam er vielleicht wirklich nicht wieder nach Hause? Aber das ging doch nicht!

„Ja!“, bestätigte Frau Brenner und unterbrach damit meine Gedanken. „Aber es ist auch eine ungeheuere Verantwortung, die er damit auf sich genommen hat. Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre! Allein dieser Titel ist schon respekteinflößend, finden Sie nicht?“

Ob Rudenz das auch so sah oder nicht, bekam ich nicht mehr mit. Meine Gedanken kreisten nur um ein Wort: Rom! Mein Kardinal war nicht länger Erzbischof hier in München, damit konnte ich leben, dann war er eben Präfekt dieser Kongregation, was machte das schon für einen Unterschied. Für mich blieb er mein Kardinal, denn das – so hatte ich herausgelauscht – war er ja trotzdem noch. Aber Rom? Rom war furchtbar – weit weg, ja geradezu unerreichbar weit weg!

Seit ich die Wahrheit wusste, war ich deprimiert. Daran konnte auch das weiße Zeug, dass die Menschen Schnee nannten und das in Massen in den



folgenden Wochen vom Himmel fiel, nichts ändern. Minu, Ottokar und die anderen tollten darin herum, mir war es schlicht zu kalt.

„Komm schon, sei kein Trauerkloß!“ Ottokar schüttelte sich die Schneereste aus seinem dicken Fell und setzte sich zu mir in den Hausflur. Diese hinterste Ecke wurde von Frau Brenner zwar auch regelmäßig gefegt, allerdings nicht so häufig wie der Rest des Flures. Deshalb wurde ich von hier auch weniger oft vertrieben. Auch wenn Agnes mir weiterhin Leckereien zusteckte, war mein Leben ohne meinen Kardinal nicht mehr schön. Ich vermisste ihn, sein Lächeln, sein Streicheln und ganz besonders die seltenen Momente, in denen er es sich an seinem Flügel bequem gemacht hatte und ein leises Lied spielte. Ich war seine einzige Zuhörerin gewesen, und so konnte ich mir einbilden, dass er nur für mich gespielt hatte.

„Wir bekommen einen neuen Erzbischof!“, verkündete Minu uns eines schönen Tages. Wieder ein Dienstag, sie hatte sicher irgendeine Informationsquelle im Haus, die sie geheim hielt. Woher sollte sie so etwas sonst wissen?

„Wann, weiß ich auch noch nicht, aber wir müssen uns darauf gefasst machen, dass der neue Erzbischof vielleicht kein so großer Katzenliebhaber ist wie der alte!“ Die Stille, die auf ihre Worte folgte, war nahezu grenzenlos. Ottokar fasste sich als Erster wieder.

„Und was machen wir nun?“, fragte er in die Runde, die außer Minu, Ottokar und mir noch aus vier weite-

ren Katzen bestand, die alle mehr oder weniger fest im Hof des Palais ihr Zuhause gefunden hatten.

„Wir müssen uns eben ein neues Revier suchen!“, schlug ein vorwitziger kleiner Kater vor. Die anderen schienen noch zu überlegen.

„Oder wir gehen alle nach Rom!“, machte ich einen Gegenvorschlag. Meine Gedanken waren seit Wochen nur um dieses eine Thema gekreist: Rom!

„Es soll dort Tausende von Katzen geben!“, fügte ich hinzu. Doch die Begeisterung in der Runde hielt sich in Grenzen.

„Aber, Kitty, Rom ist doch viel zu weit weg! Du bist noch sehr jung, deshalb weißt du das eben noch nicht, aber man kann nicht einfach nach Rom spazieren! Man würde Tage, nein, was sage ich, Wochen oder gar Monate brauchen! Ganz zu schweigen von der Gefahr, der man sich dabei aussetzt! Zwischen München und Rom liegen ganze Länder, die man durchqueren muss! Wir sind Katzen, Kitty, keine Zugvögel.“

„Außerdem habe ich gehört, dass die Menschen die Katzen in Rom auch nicht gut behandeln!“, fiel mir nun der vorwitzige Schwarze in den Rücken. Ich warf ihm einen bösen Blick zu, doch die Moralpredigt kam von einer anderen Seite.

„Wir sollten uns alle keine Sorgen machen, vielleicht stören wir den neuen Erzbischof gar nicht. Wir gehen ja nicht ins Haus und hier draußen werden wir von Agnes bestens versorgt. Und ich glaube nicht, dass sich daran etwas ändert, wenn hier ein neuer Erzbischof einzieht!“

Murr, ein gescheckter älterer Kater, ergriff nicht oft das Wort. Er hatte gesprochen und die Runde akzeptierte seine Meinung ohne Widerrede. Nun sah er mich an und schüttelte den Kopf. „Schlag dir Rom aus dem Kopf, Kitty!“, verlangte er. „Minu hat Recht, Rom ist unerreichbar!“

Ich hatte alle gegen mich. Nie in meinem Leben hatte ich mich einsamer gefühlt. Sie waren meine Familie, ja, meine Katzenfamilie. Aber mein Kardinal, der nun ja statt Erzbischof in München Präfekt in Rom war, war etwas anderes. Ihm fühlte ich mich nah und ich war mir sicher, dass er mich auch vermisste. Da konnten mich die anderen noch so sehr tadeln, ich blieb dabei: Er mochte mich genauso, wie ich ihn mochte. „Wenn er dich so sehr lieben würde, wie du es dir einbildest, Kitty, dann hätte er dich mitgenommen!“ Ottokars Worte ärgerten mich und taten mir weh. Ja, warum hatte er mich eigentlich nicht mitgenommen? In den letzten Wochen hatte ich mir diese Frage immer wieder gestellt.

Die Antwort auf diese alles entscheidende Frage ereilte mich überraschend schnell, und zwar in Gestalt von Rudenz und Frau Brenner, die sich unter dem Kommando von Georg daranmachten, die Sachen meines Kardinals zusammenzupacken.

„Sollten wir seine Katze auch mitnehmen?“, hörte ich ihn fragen. Er sah seinem Bruder nicht ganz unähnlich, auch wenn seine Stimme etwas anders klang, so erinnerte mich sein Lächeln doch sehr an ihn. Ich

strich ihm liebevoll um die Beine und er revanchierte sich, indem er mich hinterm Ohr kraulte. Wenn ich ganz fest meine Augen schloss und es mir ganz intensiv vorstellte, dann fühlte es sich fast so an wie bei meinem ...

„Die Katze?“, fragte Frau Brenner regelrecht entsetzt und beendete damit meinen Tagtraum. „Aber nein, wo denken Sie hin, natürlich nicht! Sie ist eine von vielen, die hier leben. Sie ist halt ein bisschen aufdringlicher als die anderen, streift ständig durchs Haus und so. Unser Erzbischof, ich meine Präfekt, ist ja so ein Katzenarr, er hat das immer geduldet. Ich glaube, es hat ihn amüsiert. Doch ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass er auch nur eine davon mitnehmen will!“ Sie warf mir einen abschätzigen Blick zu. War das die Retourkutsche dafür, dass ich sie so oft ausgetrickst hatte? Georg schien hin- und hergerissen.

„Sehen Sie mal, die Katze ist noch jung, hat da draußen ihre Katzenfamilie und überhaupt gibt es in Rom so viele Katzen, da muss man nicht noch welche hinbringen, glauben Sie mir!“, argumentierte sie.

Georg ließ sich von ihr jedenfalls überzeugen. „Na, dann lassen wir dich mal lieber schön hier, wenn Frau Brenner sagt, dass du eigentlich eine freilebende Katze bist! Ich bin sicher, dass Joseph dich nie von deiner Familie trennen würde, so was macht er nicht!“

Vor Entsetzen kriegte ich keinen Ton heraus. Doch nach dem ersten Schock miaute ich kläglich. „Ich will mit!“, miaute ich. „Unbedingt sogar! Bitte bring mich zu meinem Kardinal!“

Heike Wendler

Der  
himmlische  
**Kater**

Aus dem Tagebuch  
einer Pfarrhauskatze

**benno**

# INHALT

Ein seltsames Paar	6
Oskar geht zum Zirkus	28
Nina – Detektivin wider Willen	51
Nicht ohne meine Katze!	69
Der himmlische Kater	91
Felicitas, die Friedhofskatze	105
Das Phantom vom Pfarrhaus	126

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet unter:  
[www.st-benno.de](http://www.st-benno.de)**

ISBN 978-3-7462-3363-5

© St. Benno-Verlag GmbH  
Stammerstr. 11, 04159 Leipzig  
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig  
Umschlagabbildung: © pics/Fotolia.de; © Frank Waßerführer/Fotolia.de (Katze)  
Gesamtherstellung: Kontext Lemsal (A)

## EIN SELTSAMES PAAR

**D**as Zusammenleben mit Menschen hält manche Überraschung bereit und ist schon an sich eine Herausforderung für sensible Haustiger wie mich. Handelt es sich bei dem zweibeinigen Hausgenossen jedoch auch noch um eine Tierärztin, muss man auf ganz besondere Überraschungen gefasst sein. So kam Sarah, mein Frauchen, eines Abends nach ihrem Dienst in der Tierklinik mit einem Transportkorb heim. Nach dem ersten Schreck – hätte ja sein können, dass der für mich bestimmt gewesen wäre – dann die Überraschung: Sein Inhalt fiepte und roch seltsam. Ich ahnte Böses und ging erst einmal fauchend auf Abstand. Doch Sarah wäre nicht Sarah, wenn sie sich davon hätte beeindruckt lassen.

„Sieh nur mal, Jacky, was ich mitgebracht habe!“, rief Sarah ganz verzückt. Misstrauisch kam ich näher, während Sarah bereits damit beschäftigt war, die Box zu öffnen, in der es laut rumpelte. Der Inhalt fiepte lauter und er roch nach – oh Schreck, oh Graus – nach HUND! Dann war es passiert, Sarah öffnete die Box, während ich noch unter Schock stand, und der Hund stolperte heraus. Erst einmal über seine eigenen Pfoten, dann drehte er sich um seine Längsachse, was Sarah unglaublich lustig fand. Schließ-

lich ließ er sich auf sein Hinterteil plumpsen und blickte mit diesem unterwürfigen, liebebeischenden Hundeblick Sarah an. Ich hasste diesen Hundeblick, doch Sarah war entzückt. Um meine Missbilligung deutlich zu demonstrieren, drehte ich mich zur Seite, machte einen gewaltigen Buckel und fauchte wie ein Teekessel kurz vor dem Siedepunkt. Sofort rappelte sich der Hund wieder auf die Pfoten und tapste in meine Richtung, was mehr wie ein humpelndes Hüpfen aussah, da seine linke Vorderpfote bis zur Schulter dick bandagiert war. Unterhalb des linken Ohrs klebte ein Pflaster.

„Sieh mal, Jacky, das ist Gismo!“, sagte Sarah, als würde sie damit das achte Weltwunder verkünden. „Ist er nicht süß?“ Der Blick, den ich ihr daraufhin zuwarf, war eindeutig: Nein, er war ganz gewiss nicht „süß“. Er war ein Hund! Doch Sarah sah es nicht einmal, denn schon wieder klebten ihre Augen hingebungsvoll an dem ungeschickten jungen Hund.

Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, wandte sie sich wieder mir zu.

„Ihr beide werdet bestimmt viel Spaß haben“, sagte sie allen Ernstes. „Jetzt, wo Gismo hier ist, bist du auch nicht mehr den ganzen Tag lang allein.“

Was sollte das denn? Hatte ich mich je beschwert? Oder etwas angestellt? Niemals! Ich war gern allein, meistens zumindest. Schließlich kam Sarah ja jeden Abend wieder. Mehr oder weniger pünktlich. Ja, ich war gern allein. Und überhaupt, was sollte das denn heißen? Dass dieser

Gismo nun hier einzog? Sarah hatte ihre Aufmerksamkeit längst wieder diesem Eindringling geschenkt und streichelte ihn ganz vorsichtig.

„Köter!“, zischte ich ihm zu, als ich hoheitsvoll mit erhobenem Schwanz Richtung Küche marschierte. Es war Zeit für meinen Nachmittagssnack.

Zu sagen, ich war beleidigt, wäre die Untertreibung des Jahrhunderts gewesen. Ich war zutiefst beleidigt, ich war gekränkt, grantig, frustriert, mürrisch ... und all das wegen einer halben Portion von Hund. Er war ja tatsächlich irgendwie „süß“, das konnte ich nicht einmal abstreiten. Sein Fell war fast weiß mit drei annähernd runden braunen Flecken auf dem Rücken. Sein Gesicht hingegen war braun und oberhalb der Augen schwarz, einschließlich der Ohren. Rund um die Nase war er wieder weiß, und ein schmaler, weißer Streifen ging von dort bis zur Stirn, was aussah, als wäre sie in zwei Hälften geteilt. Dennoch konnte man genug Makel an ihm finden. Er hatte geknickte Ohren und kurze Beine, und ich konnte beim besten Willen nicht begreifen, was Sarah so toll an ihm fand.

Später in der Küche griff sie das Thema wieder auf. „Sieh mal, Jacky, das ist doch auch für dich“, versuchte sie mir erneut zu erklären. Zumindest merkte sie wohl, dass ich nicht einverstanden war mit diesem seltsamen Untermieter!

„Meine Liebe“, sagte ich, „ich verzichte gern auf dieses Präsent. Um ganz ehrlich zu sein, ich könnte mir unge-

fähr hunderte Geschenke vorstellen, mit denen du mir tatsächlich eine Freude bereitet hättest, aber das da ... tausch ihn doch bitte um, ja?“

Leider hatte es Sarah in den Jahren, die wir nun schon miteinander verbrachten, noch nicht geschafft, meine Sprache wirklich zu verstehen. Dabei hatte ich am Anfang ernsthaft geglaubt, Tierärzte könnten das. Aber nein, ich musste lernen, dass Sarah mich zwar oft verstand, aber eben nicht immer. Und schon gar nicht wörtlich. Deshalb erfasste sie auch jetzt den Inhalt meines für mich sehr eindeutigen Gemauzes nicht. Natürlich nicht, ärgerte ich mich, sie streichelte nämlich schon wieder diesen blöden Hund. Der hatte ebenfalls einen Snack bekommen und schmatzte nun grunzend vor sich hin. Hatte dem noch niemand Manieren beigebracht? Nun sah er zu mir herüber, die Knickohren auf Halbmast. „Das ist aber nicht nett von dir“, brummelte er. Gekränkt schien ihn meine Bemerkung jedoch nicht zu haben, denn gleich im nächsten Moment kam er auf mich zugerannt. Ich hob drohend die Pfote und fletschte mein Gebiss. „Komm, lass uns spielen, Jacky!“, sagte er. „Wer zuerst an der Wohnungstür ist!“ Und schon rannte er los, jedoch nicht ich, sondern Sarah folgte ihm. Sie nahm ihn auf den Arm und ging mit ihm erst mal Gassi.

Ich zog mich auf das oberste Plateau meines Kratzbaums zurück und versuchte mich zu entspannen. Ich brauchte dringend eine Erleuchtung, was ich in punkto Gismo unternehmen sollte, denn mir schwante Fürchterliches ...

Leider blieb die Erleuchtung aus, dafür holte mich die Realität in den folgenden Tagen ein. Gismo blieb. Meine Ahnung wurde von der Realität sogar noch haushoch übertroffen. Von jetzt an hieß es nur noch „Gismo hier“ und „Gismo da“. Gismo musste viermal täglich rausgebracht werden, um dem Ruf der Natur zu folgen. Was für eine grandiose Zeitverschwendung! Wo Sarah schon so wenig davon hatte. Doch nein, nun rannte sie mit ihm auch noch eine gefühlte Ewigkeit um den Block. Bei jedem Wetter, versteht sich.

„Kann der Tölpel denn nicht ein Klo benutzen wie normale Tiere?“, blaffte ich Sarah an. Eigentlich war ja sie die Hauptleidtragende, denn das Gassigehen zwang sie, eine halbe Stunde früher als gewohnt aufzustehen. Außerdem musste sie in ihrer Mittagspause heim zum Gassigehen, ebenso sofort nach Dienstschluss, am frühen Abend und dann noch einmal vor dem Zubettgehen. Nach nicht einmal einer Woche war ich mit den Nerven am Ende und Sarah auch, aber sie sah es nicht ein. Gismo bekam ein Brustgeschirr, weil er jede erdenkliche Anstrengung unternahm, sich in seinem Halsband zu erhängen – warum es ihm misslang, blieb unklar. Er bekam außerdem mehrere Halstücher. Hatte man so was schon jemals gehört? Wozu brauchte ein Hund ein Halstuch? Brauchte ich vielleicht eins?

Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ihn nicht zu mögen. Leider musste ich schon bald einsehen, dass meine Ab-

neigung allein ihn nicht aus der Welt schaffte. Denn Sarah beschloss, sie geflissentlich zu ignorieren. Allerdings muss ich zugeben, dass Gismo meine Attacken mit bewundernswerter Gelassenheit über sich ergehen ließ. In typischer Hundemanier mochte er mich trotzdem! Der Kerl war unglaublich.

„Versuch dich nur nicht bei mir einzuschleimen, Gismo!“, fauchte ich. „Das funktioniert bei mir nicht!“ Er sah mich mit diesem hingebungsvollen Hundeblick an, den manche Menschen doch tatsächlich für unwiderstehlich halten. Sarah leider eingeschlossen. Ich fand ihn einfach nur doof.

„Was kann ich denn tun, damit du mich magst, Jacky?“, fragte er mich gegen Ende der ersten Woche unseres unfreiwilligen Zusammenlebens allen Ernstes. „Können wir denn nicht einfach Freunde sein?“

„Nein, Hundling, das können wir nicht!“, fauchte ich und drehte ihm demonstrativ mein Hinterteil zu. Er ließ sich davon nicht beeindrucken, sondern kam einfach zu meiner Vorderseite getapst.

„Aber warum denn nicht?“, wollte er wissen. Wieder dieser liebebeischende Blick, unglaublich!

„Das hier“, sagte ich und blickte mich um, „ist mein Revier. Und Sarah ist mein Frauchen. Ich habe nicht vor, auch nur eines von beiden mit jemandem zu teilen. Schon gar nicht mit dir!“

Nun sah er traurig aus. Die Ohren hingen herab, er legte die Stirn in Falten und guckte betreten vor sich hin.

Seine Zuneigung war schon schwer genug zu ertragen, aber seine vorwurfsvolle Traurigkeit passte mir noch viel weniger. Also ging ich ihm aus dem Weg, so gut es ging, verzog mich schmollend auf meinen Kratzbaum und strafte Sarah mit Liebesentzug. Doch das merkte sie nicht einmal oder sie tat nur so, zumindest beschäftigte sie sich ausgiebig mit Gismo, während ich auf eine Lösung sann.

Dann kam Sarahs nächster freier Sonntag und mit ihm Conny, ihre beste Freundin. Wie Sarah arbeitete auch Conny in der Tierklinik, und wenn keine von ihnen sonntags Dienst hatte, futterten sie vom späten Vormittag bis in den frühen Nachmittag hinein und nannten das dann Sonntagsbrunch. Alle drei Wochen etwa war es so weit, und als ich bemerkte, dass Sarah begann alles einzudecken, stieg meine Laune beträchtlich. Ein Lichtblick, endlich! Neben Sarah, die ich heiß und innig liebte, hatte bislang eigentlich nur Conny meine Zuneigung gewinnen können. Sie liebte Katzen! Und mich, mich liebte sie ganz besonders. Als es klingelte und Sarah öffnete, stolzierte ich mit hoheitsvoller Grazie den Flur entlang, direkt Conny entgegen, was diese normalerweise begeisterte und in einem hinreißenden Austausch von Streicheleinheiten endete. Doch kaum hatte ich ihre Aufmerksamkeit überhaupt erhascht, kam mir Gismo in die Quere und stahl mir doch die ganze Show! Mein wohlvorbereiteter, sorgsam einstudierter Auftritt war geschmissen! Meine Laune sank auf Null. Natürlich begrüßte mich Conny dann

auch noch, doch das reichte mir nicht. Auch nicht, dass sie mit der Hand auf den Platz neben sich tappte, wo ich mich normalerweise zum Kuscheln niederließ. Doch Gismo hechelte bereits auf ihrem Schoß herum, und mit dem wollte ich sie nicht teilen. Nein, niemals! Nicht auch noch Conny. Es wäre einfach nicht das Gleiche gewesen wie sonst. Ich wollte, was ich immer gehabt hatte – die volle, ungeteilte Aufmerksamkeit von Sarah und eigentlich auch von Conny, wenn sie schon mal da war!

Gismo, das blöde Vieh, lief indes zur Höchstform auf, holte Bällchen, machte Männchen, rannte hin und her und wirkte insgesamt wie ein kompletter Idiot, obwohl Sarah und Conny ihn hinreißend fanden. Ich muss sagen, die beiden hätte ich eigentlich für klüger gehalten. Wie konnten sie nur auf so einen lächerlichen Charmeur reinfallen! Hier musste sich etwas ändern, und zwar umgehend, beschloss ich. Ich wollte mein gewohntes Leben zurück. Und dafür gab es nur eine einzige Lösung: Dieser Hund musste weg! Allerdings durfte ich es nicht bei reinem Wunschenken belassen, sondern musste aktiv werden. Denn von selbst löste sich das Problem nicht, wie mir inzwischen auch aufgegangen war. Auf dem obersten Plateau meines Kratzbaums meditierend, was für Menschen wie dösen aussieht, bekam ich mit, wie Gismo beim Bällchenholen mit flatternden Knickohren durch den Flur raste – und in seinem Übereifer doch glatt mein Klo umkippte. Schöne Sauerei, die Streu verteilte sich im ganzen Flur.

„Du bist mir schon ein Tollpatsch, Gismo“, sagte Sarah.



Sie war nicht wirklich böse mit ihm, nur ein ganz kleines bisschen genervt. Aber er bemerkte sofort die Veränderung seines Frauchens – Hunde sind ja so auf ihre Rudelführer bezogen, aus Katzensicht in geradezu sklavischer Abhängigkeit – und senkte nicht nur schuldbewusst den Kopf, sondern hob auch noch die gesunde Pfote an.

Ach was, dachte ich. So funktioniert das also. Sarah muss nur ein kleines bisschen die Stimme heben und unser Hundewelpen geht in Sack und Asche.

„Er ist eben noch sehr jung, da kann das schon mal vorkommen“, ergriff Conny für ihn Partei.

„Klar“, stimmte Sarah zu. „Und ein richtiges Temperamentbündel. Ruhig ist er nur im Tiefschlaf, und selbst da fiept er oft und rennt im Traum. Alle vier Pfoten zucken dann, und die Nase genauso.“

„Du musst dich erst daran gewöhnen, Sarah“, sagte Conny. „Katzen sind da viel geschickter und graziöser. Sie machen kaum mal was kaputt ...“

Woran das wohl lag? Ich döste weiter, und die einzelnen Informationen verdichteten sich immer weiter, bis langsam eine Idee Gestalt annahm.

„Stinker, deine Tage hier sind gezählt“, teilte ich meinem aufgezwungenen Hausgenossen gleich am nächsten Morgen mit. Er sah mich nur staunend an.

Kurz bevor Sarah zu ihrer Mittagsrunde erschien, begab ich mich in die Küche. In einer Ecke war mein Futterplatz, in der anderen der Gismos. Jeder von uns hatte eine Scha-

le mit Trockenfutter und einen Wassernapf. Jetzt steuerte ich auf Gismos Futter zu.

„Bedien dich nur, Jacky“, sagte der. Als würde ich Hundefutter essen! Eher würde ich Diät halten! Jetzt schlug ich mit einer Pfote in den Napf, dass die Frolic-Kringel herausflogen. Ich genoss es regelrecht, sie durch die Küche segeln zu sehen.

„Aber was machst du denn da?“, fragte Gismo naiv, wie er war. Ich ließ mich nicht stören, machte so lange weiter, bis nur noch ein paar Frolics auf dem Schüsselboden lagen, dann verteilte ich die restlichen schön über die ganze Küche. Das machte direkt Spaß! Gismo stand noch immer mit diesem dümmlichen Gesichtsausdruck im Türrahmen. Schließlich nahm ich mir seinen Wassernapf vor. Gleiche Prozedur, und so sehr ich auch nasse Pfoten hasste, das Ergebnis meiner Bemühungen fand ich sehr zufriedenstellend. Der Küchenboden war übersät mit teilweise aufgeweichtem Trockenfutter, und es befanden sich auch noch ein paar recht ausgedehnte Pfützen dort. Schließlich gelang es mir sogar, den Wassernapf komplett umzukippen. Nun musste ich mich auf meinen Kratzbaum zurückziehen und mir die Pfoten putzen, während Gismo mit bekümmertem Gesicht durch die versiffte Küche tappte. Da hörte ich auch schon Sarah die Treppe heraufkommen. Sie sperrte auf, kam herein – und sah die Schweinerei.

„Gismo!“, rief sie. „Was hast du denn angestellt? So eine Sauerei aber auch!“

Und – wie ich erwartet und so schlau berechnet hatte – ihr Tonfall erzeugte bei ihm automatisch Schuldgefühle! Ja, so konnte es funktionieren ...

Sarah ging mit ihm Gassi und putzte hinterher die Küche. Sehr gut war sie dabei nicht auf Gismo zu sprechen. Der bettelte um ihre Zuneigung, bekam aber nur noch einen weiteren Tadel, als er mit seinen Pfoten auf dem frisch geputzten Küchenboden deutliche Spuren hinterließ.

„Warum hast du das gemacht, Jacky?“, fragte er mich später. „Sarah denkt, ich hätte das getan“, jammerte er.

„Kluges Kerlchen“, entgegnete ich ironisch.

„Was hast du denn?“, fragte er ganz verschüchtert.

„Gismo“, sagte ich. „Geh in deinen Korb, geh nach Nepal oder geh von mir aus ganz einfach verloren, aber lass mich in Ruhe, okay? Ich bin kontemplativ drauf, und wenn ich das bin, hältst du die Schnauze!“

Ich hatte ganz schön gefaucht, und er zuckte erschreckt vor mir zurück. Eins zu null für mich.

Ein paar Tage später wartete ich, bis ich Sarahs Wagen und dann das Aufsperrn der Haustür hörte. Es war Freitag, und das bedeutete, sie würde mindestens zwei Einkaufstaschen herauftragen. Ideales Timing. Ich sprang auf den Sessel und von da aus auf den Beistelltisch. Gismo war schon Richtung Wohnungstür unterwegs, um Sarah zu begrüßen. Auf dem Beistelltisch befand sich eine überaus scheußliche, aber angeblich teure Porzellanfigur, die in erster Linie als Staubfänger diente. Was sie eigent-

lich darstellen sollte, blieb für alle Zeiten ein Rätsel, denn dies war ihr von mir geplantes Ende. Mit einem kraftvollen Stoß katapultierte ich sie vom Tisch. Gismo zuckte erschreckt zusammen, als er hörte, wie das Teil krachend in Scherben ging.

Drei Sätze genügten mir, um mich auf meinem Kratzbaum in Sicherheit zu bringen, aber Gismo, der Trottel, rannte natürlich sofort ins Wohnzimmer und betrachtete den Scherbenhaufen.

„Oh mei, Jacky, da wird Sarah aber böse sein, wenn sie das sieht“, jammerte er gerade, als die Tür aufgeschlossen wurde.

„Ja, genau, Gismo, das wird sie. In 10 – 9 – 8 – 7 – 6 –“  
Noch bevor ich bis eins runtergezählt hatte, erblickte Sarah den Scherbenhaufen.

„Oh nein, Gismo!“, rief sie, und schlagartig setzte wieder sein Schuldgefühl-Reflex ein. Er saß in geduckter Haltung vor den Scherben und hechelte, was das Zeug hielt. „Was hast du denn da wieder angestellt! Das war ein Erbstück von Tante Mathilde!“

Ah ja, jetzt wusste ich wenigstens, wo es hergekommen war. Ein Erbstück von Tante Mathilde. Das hatte ich nicht gewusst.

„Ich war es nicht!“, bellte Gismo. Seine Stimme war hoch und schrill. „Wirklich nicht!“

„Das glaubt sie dir nie-hie-hie“, miaute ich zufrieden und ein bisschen hämisch. Dieser Hund war aber auch wirklich zu dusslig!

„Jacky, das ist verdammt gemein von dir!“, kläffte er mich jetzt mit der ganzen Wut an, die er aufbringen konnte. Dabei stand er kurz davor, in Tränen auszubrechen.

„Gismo!“, rief Sarah und sah jetzt wirklich sehr verärgert aus. „Lass Jacky in Ruhe! Sie hat dir überhaupt nichts getan!“

Jemand war hier ganz eindeutig auf der Verliererstraße.

Allmählich begann mir meine Bosheit Spaß zu machen. Natürlich wusste ich schon seit langem, wie man den Schuhschrank im Flur öffnet. Sarah wusste aber nicht, dass ich es wusste, und als sie an einem Samstag mit Conny zum Einkaufsbummel aufbrach, machte ich mich ans Werk. Ich räumte den Schuhschrank aus. Gismo versuchte mich davon abzubringen, gab aber nach einem saftigen Pfotenhieb auf seine Nase auf und verkroch sich hinters Sofa. Und ich machte mich daran, die Schuhe zu zerbeißen, genau wie junge Hunde das gerne tun. Und natürlich klappte die Aktion. Niemand hatte jemals davon gehört, dass Katzen Schuhe zerbeißen. Ergo konnte es nur der Hund gewesen sein. Diesmal wurde Gismo wirklich tüchtig ausgeschimpft. Hinterher war Sarah den ganzen restlichen Tag mehr oder weniger abweisend ihm gegenüber.

Und Gismo? Der hatte mittlerweile richtig Angst vor mir. In dem Moment, wo Sarah die Wohnung verließ, fing er an zu zittern.

„Warum hasst du mich nur so, Jacky?“, wollte er wissen.

„Ganz einfach. Sarah und ich gehören zusammen. Du bist hier eingedrungen, und du saugst ihre ganze Aufmerksamkeit auf wie ein großes Schwarzes Loch! Darum geht es! Und deshalb will ich dich loswerden, Gismo!“

Er schlich in seinen Korb und legte den Kopf auf die Vorderpfoten. Schließlich setzte ich zum Finale an. Meine Attacke war sorgfältig geplant und ein wahres Meisterwerk der Kriegsführung.

Ich wartete, bis ich hörte, dass Sarah unten vor dem Haus aus ihrem Auto stieg. Gismo schlurfte wie immer Richtung Tür, und ich sprang ihm gezielt auf den Rücken und krallte mich fest. Er jaulte auf, mehr vor Schreck als vor Schmerz, zumindest nahm ich das an.

„Hilfe!“, fauchte ich, so laut ich konnte.

„Was? Was?“, bellte er

„Idiot!“, schrie ich. „Du bist doof und du stinkst!“

„Was fällt dir ein?!“, er drehte sich zu mir und hatte sein Begrüßungsritual offenbar ganz vergessen. „Ich stinke nicht!“

„Natürlich stinkst du! Komm her, wenn du dich traust!“, rief ich in voller Lautstärke. Dieser Hund weckte die schlummernde Kampfkatze in mir. Mit wenigen Sätzen rettete ich mich auf meinen Kratzbaum. Und Gismo kam mir hinterher gewetzt, streckte sich hoch, was seine bescheidene Körperlänge hergab. Ich hörte, wie Sarah ihre Schritte beschleunigte. Gismo hörte es nicht. Er war zu aufgeregt. Jetzt kläffte er aus Leibeskräften, und wieder einmal hatte ich ihn genau da, wo ich ihn haben wollte.

Heike Wendler

Pfarrers Katz  
&  
Küsters Hund

Ein Pfarrhaus-Krimi

**benno**

## 1. *Ein verheerender Brand*

Es war Freitagabend und noch einige Zeit vor Anbruch der Dämmerung, als ich mich Max und dessen bestem Freund, von ihm auch gern Herrchen genannt, Stefan Geißler, zu einem Spaziergang anschloss. Max ist Bernhardiner und so riesig, dass er meiner Meinung nach eine eigene Postleitzahl haben sollte. Und obwohl er die personifizierte schlabbernde Nettigkeit gegenüber fast allen Lebewesen ist, steht sein Verstand nicht unbedingt in direktem Verhältnis zur Größe seines Schädels. Doch Intelligenz ist bei Hunden nicht alles, dafür gibt es schließlich Katzen, die sie in dieser Hinsicht unterstützen können.

Stefan, gerade achtzehn geworden, ist der Sohn der Wirtsleute Geißler und genau wie Max im Wirtshaus von Ringelreuth wohnhaft. Ich bin übrigens Gina – die Pfarrhauskatze von Ringelreuth und Max' allerbeste Freundin. Mein Fell ist schneeweiß und mein Zuhause ist das Pfarrhaus. Dort lebe ich gemeinsam mit meinem Pfarrer Winter und Frau Löffler, unserer Pfarrhauhälterin. Ihre Kochkünste sind legendär, sie ist überall höchst beliebt und für Pfarrer Winter und mich unersetzlich. Mein Pfarrer Winter und ich sind nämlich ein ganz spezielles Team. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten – er mochte doch tatsächlich, als er bei uns einzog, keine Katzen – haben wir uns nun ganz fest ins Herz geschlossen und können uns ein Leben ohne den anderen nicht mehr vorstellen! Kaum zu glauben, wie schnell man sich an einen Menschen und seine kleinen Macken so gewöhnen kann. Und Marotten, wie Frau Löffler es gern nennt, hat er genug! Neben seiner Tätigkeit als



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet unter:  
[www.st-benno.de](http://www.st-benno.de)**

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in  
unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen  
und Aktionen. Einfach anmelden unter [www.st-benno.de](http://www.st-benno.de).

ISBN 978-3-7462-3644-5

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig  
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig  
Coverbild und Illustrationen im Innenteil: © rudall30/Fotolia  
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

Pfarrer und Seelsorger lebt er praktisch für den Schutz unserer Umwelt und kein Aufwand ist ihm zu hoch, um die Welt für uns alle ein kleines bisschen besser zu machen. Egal, ob Frau Löffler und ich nun die Energiesparlampen, auf die er ebenso besteht wie auf strikte Mülltrennung, nun mögen oder nicht. Wir haben uns auch daran gewöhnt.

Doch seit einigen Wochen ist es aus mit meiner Ruhe und alles anders, denn unser Pfarrhaus, das gegenüber dem Wirtshaus der Geißlers und damit Max' Zuhauses liegt, wird renoviert. Von Grund auf, wie Pfarrer Winter sagt, und auf das Dach kommt eine Solarstromanlage. Was immer das auch sein mag, so hat es zur Folge, dass das Dach für mich zur Sperrzone erklärt wurde! Als ob ich jemals aufs Dach geklettert wäre! Und nicht nur das, wegen der ganzen Renovierungsarbeiten mussten wir sogar vorübergehend umziehen – in ein Ersatzpfarrhaus in den Birkenweg. Ein Umzug ist so ziemlich das Übelste, was einer Katze passieren kann. Nichts ist mehr an seinem angestammten Platz, das neue Haus ist viel kleiner und enger und die Hälfte der Möbel mussten wir abgedeckt zurücklassen. Immerhin hat mein Pfarrer meinen Lieblingssessel mitgeschleppt, ein Liebesbeweis, den ich sehr zu schätzen weiß.

Max' Gehechel riss mich aus meinen Gedanken. Es war immer noch so heiß, dass keiner von uns auch nur einen Mucks von sich gab. Und das ging schon seit Wochen so. Die Bauern machten sich bereits Sorgen um die Ernte, die Kleingärtner gossen frühmorgens und spät am Abend ihre Pflanzen, und Mensch wie Tier fühlten sich schlapp und müde. Selbst Max ließ den Kopf so tief hängen, dass seine Zunge fast auf dem Asphalt schleifte, während Stefan brummig und verdrießlich vor sich hin stapfte.

„Was hat er denn?“, fragte ich mit einem Blick auf Stefan.

„Krach mit Lissy“, japste Max. Lissy war Stefans Freundin, und ich konnte verstehen, wie ihn der Streit belasten musste.

Plötzlich blieb Stefan stehen und begann in seinen Hosentaschen zu kramen. Wir waren bereits am Ende des Dorfes angekommen und ich fragte mich, wo wir eigentlich hinwollten. Max ließ sich auf sein Hinterteil plumpsen, während Stefan eine Zigarettenpackung und ein Streichholzheftchen hervorholte und sich eine leicht verknautschte Zigarette ansteckte.

„Das stinkt aber grauenhaft!“, sagte ich zu Max. Das war keineswegs übertrieben. Der Rauch brannte in meiner sensiblen Nase wie ein ganzer Waldbrand.

„Er raucht ja nur hin und wieder mal eine“, nahm Max sein Herrchen sofort in Schutz. „Nur, wenn er furchtbar schlecht drauf ist, so wie jetzt. Und das kommt nur alle paar Wochen vor.“ Er drückte sich mit seinem ganzen Körper auf das dürre, vertrocknete Gras am Wegrand, wohl um ein bisschen Kühle von der Erde abzubekommen, aber der Versuch endete nur damit, dass er eine Staubwolke aufwirbelte, die zusätzlich meine empfindliche Nase kitzelte.

„Lass das!“, fuhr ich ihn schniefend an.

„Entschuldigung!“, brummte Max und wir trotteten weiter. Stefan knüllte die leere Zigarettenpackung zusammen und warf sie dann in hohem Bogen über eine Hecke. Eigentlich wäre ich dem silbern glänzenden Knäuel gerne nachgerannt, hätte es gejagt und mit den Pfoten in die Luft geworfen, dann herumgewirbelt wie ein Beutetier oder eine meiner Spielzeugmäuse, doch es war eindeutig zu heiß für derlei Späße. Also gab ich nach einem halbherzigen Sprung in Richtung Hecke auch gleich wieder auf.

Stefan pffte nach Max und bog dann auf einen schmalen Weg ein, der durch ein Stück Mischwald führte. Das Unterholz zu beiden Seiten des Weges roch verführerisch nach Nagetieren, doch Max und ich waren zu faul, um zu jagen, also trotteten wir einfach nur hinter Stefan her. Nach ein paar Minuten erreichten wir das Anwesen von Friedhelm und Cornelia Ludwig. Früher einmal war dies der größte Bauernhof von ganz



Ringelreuth gewesen und hatte dem Großonkel von Friedhelm Ludwig gehört. Nun lebte das Ehepaar mit etlichen Tieren, vor allem Schafen, hier. Das Hauptgebäude war unverändert geblieben, die ehemaligen Ställe dienten nun als Werkstätten, und ein paar Gewächshäuser waren hinzugekommen.

Hier war ich schon ein paar Mal mit Pfarrer Winter zu Besuch gewesen. Die Ludwigs lebten hier wie vor hundert Jahren, ganz ohne Stromanschluss und bezogen ihr Wasser aus einer Quelle. An diesem Wochenende war das ganze Gelände wieder voller Jugendlicher, denn die Ludwigs veranstalteten etwas, das sie Workshop nannten. Vorstellen konnte ich mir darunter nicht wirklich etwas, aber sie hatten Zelte aufgebaut und schienen alle jede Menge Spaß zu haben. Ein paar Jungen saßen auf einem dicken alten Baumstamm, der als Bank diente. Stefan sah sich um und plauderte ein bisschen mit ihnen. Schließlich erschien Friedhelm Ludwig. Er trug einen großen Krug mit Apfelschorle und bot auch Stefan etwas davon an.

„Was machen Sie denn diesmal, Herr Ludwig?“, fragte Stefan ihn neugierig, nachdem er sein Glas in drei Zügen geleert hatte.

Friedhelm Ludwig, der immerzu erstaunt dreinsah, so als hätte er soeben eine absolut verblüffende Neuigkeit erhalten, überlegte eine Weile, bevor er in seiner betont langsamen Sprechweise erklärte, dass der Workshop den jungen Leuten vermitteln sollte, wie man mit einfachen Mitteln selbst eine kleine Solaranlage bauen konnte. Vor allem ging es dabei um die Grundlagen der Solartechnik, die an einfachen Beispielen erklärt würden. Allein das Wort Solar dämpfte meine Laune weiter, erinnerte es mich doch sofort wieder daran, dass mein eigentliches Zuhause noch für ein paar Monate eine Baustelle sein würde. Wenn wir Glück hatten, so sagte es zumindest Frau Löffler jedem, der es hören wollte, konnten wir vor Weihnachten wieder zurück in unser Pfarrhaus. Den Unglücksfall wollte ich mir gar nicht vorstellen!

„Eigentlich wollte ich diesmal einen Workshop über Windkraft halten“, hörte ich Friedhelm Ludwig weiterreden. „Ein kleines Windrad für Garten oder Balkon reicht schon aus, um ein Radio zu betreiben. Aber leider ist es völlig windstill, und das wird sich wohl auch übers Wochenende nicht ändern.“

Während Stefan dem Ludwig gebannt zuhörte, trottete Max in dem allgemeinen Trubel der Jugendlichen herum und ließ sich von den jungen Leuten streicheln. Er genoss die Aufmerksamkeit und wedelte vor Begeisterung mit seiner buschigen Rute, was aber auch keine Kühlung brachte, sondern nur die heiße Luft umrührte. Mir selbst war das ganze Treiben hier nicht nur viel zu hektisch, sondern auch viel zu gefährlich, was, wenn jemand versehentlich auf meinen Schwanz oder meine Pfoten trat? Schließlich konnte ich, was die Körpergröße betraf, ja nun nicht mit einem Bernhardiner mithalten! Ich zog mich nach ausgiebigem Krallenwetzen am Stamm einer Birke in die erste Astgabelung derselben zurück und beobachtete aus rund drei Metern Höhe, was da unten vorging.

Irgendwann musste ich wohl eingedöst sein, denn als ein plötzlicher lauter Knall ertönte, wäre ich vor Schreck fast vom Baum gefallen! Ein Mädchen mit einer roten Bluse schrie durchdringend, und ein beißender Gestank drang mir in die Nase. Es knallte noch einmal und noch einmal, und dann fegte so etwas wie eine Welle glühend heißer Luft über das Grundstück hinweg und ließ das trockene Laub der Bäume rascheln.

„Feuer!“, schrie jemand. „Ruft die Feuerwehr! Es brennt!“ Dann brach das Chaos aus! Die Jungen und Mädchen, alleamt so um die fünfzehn, sechzehn, rannten schreiend durcheinander, jeder schien den Fluchtweg woanders zu suchen, und Friedhelm Ludwig und seine Frau Cornelia bemühten sich nach Kräften, sie zu beruhigen. Max kläffte wie verrückt, und Stefan versuchte, alle zum geordneten Rückzug zu bewegen.



„Ihr kennt euch doch hier nicht aus!“, schrie er und packte einen Jungen an der Schulter, der im Begriff war, zum Waldweg laufen zu wollen.

„Falsche Richtung, los komm!“, brüllte er ihn an.

„Alle runter zum Bach!“, rief Friedhelm Ludwig und versuchte mit ausgebreiteten Armen, ein paar der Jugendlichen zurückzudrängen, die noch immer wie aufgescheuchte Hühner herumrannten.

Die Hitze und der Gestank waren so furchtbar, dass ich regelrecht gelähmt war vor Panik. Feuer! Das war das Schlimmste, was passieren konnte! Instinktiv sträubte sich mir das Fell! Da war ich wie jedes andere Tier; Feuer rief eine uralte, instinktive Angst in mir wach, die mich daran hinderte, klar zu denken.

Funken stoben durch die Luft, ein paar davon landeten in den Baumkronen und brachten die trockenen Blätter zum Glimmen, andere fielen auf das hohe, ausgetrocknete Gras und setzten es in Brand. Es wurde immer brenzlicher und ich wusste: Ich musste weg von hier, bevor das ganze Grundstück Feuer fing! Doch ich konnte nicht einmal eine einzige Kralle bewegen, so sehr lähmte mich die Furcht.

Es war Max' Kläffen, das mich schließlich aus meiner Erstarrung riss. „Gina! Komm endlich!“, bellte er mit weit zurückgelegtem Kopf zu mir herauf. „Wir müssen weg hier! Schnell!“ Das löste meine Erstarrung, und mit ein paar Sätzen war ich unten und an seiner Seite. Klar, ich konnte ihn schließlich nicht allein lassen!

Die meisten der Jugendlichen waren Friedhelms Rufen gefolgt und hatten sich auf die andere Seite des riesigen Geländes geflüchtet, wo eine sanft abfallende Weide hinunter zum Bach führte. Der war zwar eindeutig zu klein, um hilfreich zu sein, doch immerhin hatten die Menschen sich dadurch etwas Vorsprung vor den Flammen verschafft.

„Los jetzt!“, bellte Max und wollte lospreschen, doch ich

konnte ihm nicht einfach folgen. Er war riesig, ich nur eine kleine Katze, und bei der ganzen Hektik, die hier herrschte, musste ich ernsthaft befürchten, zertreten zu werden.

„Nein! Mir nach, Max!“, rief ich ihm zu und setzte zu einem gewaltigen Sprint nach einer Seite des Grundstücks an. Daran gewöhnt, Befehle widerspruchslos zu befolgen, rannte er mir nach.

Cornelia Ludwig hatte den Pferch ihrer Schafe geöffnet, so dass diese sich nun ebenfalls in Richtung Bach in Bewegung setzten.

Wir liefen so schnell wir konnten, der beißende Qualm nahm uns schier die Luft zum Atmen und ließ unsere Augen tränen. Dann kamen wir am Bach an, und in diesem Moment hörten wir die Sirene der Feuerwehr. Kurz nach dem ersten kam ein zweites Feuerwehrauto, und dann hörte ich auf zu zählen, wie viele es tatsächlich waren.

Mir zitterten die Glieder vor Schreck und Panik, und ständig musste ich den Füßen der ebenfalls panischen Menschen ausweichen. Das Prasseln des Feuers wurde jetzt vom Rauschen des Wassers begleitet, und dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, kamen die ersten Feuerwehrmänner über das Grundstück gerannt, um mich zu retten. Zumindest war das mein Eindruck. Tatsächlich war es dann zwar Stefan, der mich auf den Arm nahm und den ganzen Weg zurück über das Grundstück und durch den Waldweg trug, aber trotzdem war das Erscheinen der Retter der Anfang vom Ende meiner Panik. Sie versicherten den Anwesenden, dass der Rückweg sicher sei und sie das Feuer unter Kontrolle hatten. Dummerweise war das Grundstück der Ludwigs nämlich nur über diesen einen Weg zu erreichen.

„Keine Angst und lass deine Krallen schön eingefahren, Gina“, sagte Stefan, als er mich auf den Arm nahm. Mein Held! Ich zog die Krallen ein und zitterte nur wie Espenlaub, als wir zurückgingen. Jetzt war der Erdboden stellenweise nass und

